

Fremdheit überwinden
St. Peter am Perlach

20. Sonntag im Jahreskreis
16.8.2020

Jes 56,1.6-7
Röm 11,13-15.29-32
Mt 15,21-28

Ein Erwachsener: „Sind bei euch im Kindergarten auch Ausländer?“ Das Kind: „Bei uns sind nur Kinder“. Überwindung von Fremdheit gelingt v.a. den Kleinen, Unbedarften. Als 1945/46 der Strom der Heimatvertriebenen den Westen überflutete, schlug den Erwachsenen meist große Skepsis und z.T. harte Ablehnung entgegen, sie flauten erst allmählich ab, als ihr schweres Schicksal wahrgenommen wurde und sie sich als anspruchslos und zugleich tüchtig erwiesen. Ihre Kinder aber wuchsen von Beginn an selbstverständlich mit den Kindern der Einheimischen auf und wurden - wie ich z.B. - fast wie ein eigenes Kind der Bauersfamilie, bei der wir untergebracht waren, behandelt.

Vermutlich ist es tief im Menschen verankert, dem Fremden Misstrauen entgegenzubringen: er könnte Gewohntes stören, es auf das absehen, was hart erarbeitet wurde oder den Lebensraum einengen: Probleme, die auch in unseren Tagen derzeit eine nicht unerhebliche Rolle spielen und die schwierige Frage nach dem richtigen Verhalten aufwerfen. Denn zugleich, wie es heute die Lesung aus dem Buch Jesaja andeutete und worauf auch das moderne Völkerrecht verweist, steht dem, der sich in großer Not oder Lebensgefahr befindet, Hilfe zu.

Das zu realisieren ist nicht einfach; es ist im Kleinen wie im Großen immer wieder zu erfahren und auch Thema der Begegnungsgeschichte im heutigen Evangelium zwischen Jesus und der Frau aus Kanaan.

Jesus hatte sich – vermutlich, weil er sich dem Ansturm auf ihn in Galiläa entziehen und ein wenig zur Ruhe zu kommen wollte – in das Nachbargebiet Kanaan zurückgezogen, den heutigen Libanon. Wie es immer noch – auch bei uns - unter benachbarten Dörfern oder Regionen vorkommt, gab es auch damals eingefleischte Ressentiments. Für den Juden waren die Kanaanäer deshalb anrühlich, weil sie in Verdacht standen, immer noch den alten

Fruchtbarkeitsgöttern, den sog. Baalen, anzuhängen. Kanaan galt als möglichst zu meidendes Heidengebiet..

Anscheinend hatte sich der Ruf Jesu als Heiler auch dort schon verbreitet, sodass ihn eine Mutter in ihrer Verzweiflung bat, ihre Tochter aus schlimmer Not zu befreien. Vielleicht stand sie sogar dem jüdischen Glauben nahe, da sie ihn „Sohn Davids“ nannte und ihn so anrief, wie wir es zu Beginn unserer Gottesdienste tun: Kyrie, eleison - Herr, hab doch Erbarmen!

Die Reaktion Jesu passt nicht zum Bild, das wir in der Regel von ihm haben: Zuerst gibt er keine Antwort auf das Drängen der Frau und beruft sich dann auf seinen grundlegenden Auftrag, nur in Israel Menschen zu Gott zu führen und ihnen neu die Würde als Kinder Gottes deutlich zu machen.

Die Erklärung dafür, die mir am ehesten eingeht, ist: Jesu menschliche Lebensgeschichte kannte auch eine Entwicklung. Deshalb wurde er sich erst allmählich seiner Aufgabe bewusst, über Israel hinaus die Frohe Botschaft in Wort und Tat zu verkünden – bis am Ende des Mt-Evangeliums die Jünger den Auftrag erhalten, zu allen Völkern zu gehen.

Sehr befremdlich ist und bleibt die Bezeichnung „Hund“, selbst wenn man konstatiert, dass sie in damaliger Zeit gebräuchlich für alle Nichtjuden war und vielleicht nicht so massiv gemeint war, wie sie klingt - ähnlich wenn jemand in unseren Breiten als „Hundling“ bezeichnet wird. Einiges wird dann von der Härte genommen, wenn Jesus von einem Hündlein spricht, einem kleinen Wesen, das man lieb haben muss. Das nimmt die Frau auf und - so interpretiere ich - bezieht es auf ihren Liebling, ihr krankes Kind. So spricht sie das Herz des Mannes Jesus an. Der Bezug zu Kindern schafft es am ehesten, Grenzen auszuweiten.

Und jetzt: Frau, dein Vertrauen ist so groß, das es befähigt, sogar Krankheit zu heilen. Die scheinbare Heidin wird Vorbild des Glaubens. Wie ist das mit den Heiden? Wesentlich geht es doch darum, Vertrauen anzunehmen und weiterzugeben und Bedürftiges zu schützen.